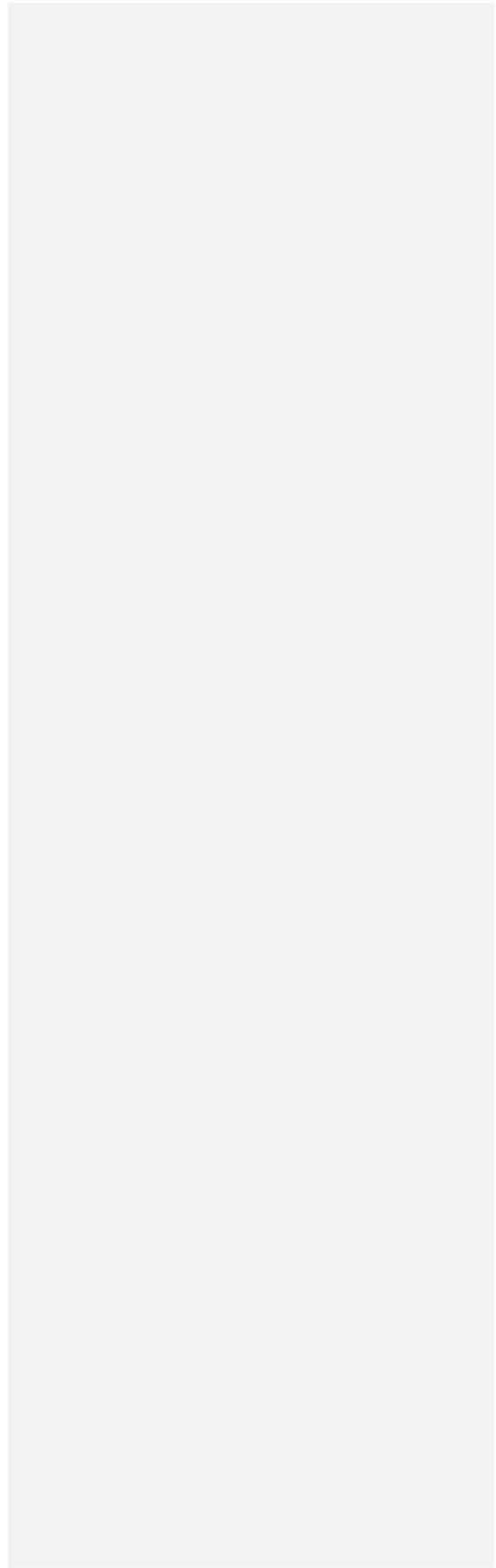


PETER LANCESTER  
Die eiserne Hand

2006  
937419-08  
Eldur Fantasy



### Zum Buch:

Der vorliegende Band führt die Handlungsstränge der vorangegangenen zusammen: Eva und Otto sind nach Hause zurückgekehrt. Eva von zu Hause ausgezogen und studiert in Köln.

Obersdorf, der Mona immer noch gefangen hält, streckt seine Hände nun auch nach Eva aus. Die Konsequenzen sind verheerend.

### Zum Autor:



Peter Lancaster, geboren 1953 in Den Haag, wuchs in diversen isländischen Kinderheimen auf, nachdem seine Eltern auf einer Grönlandexpedition an Malaria verstorben waren. Die ständige Präsenz von Elfen, Geistern und Wikingern hat ihn nach eigenen Angaben nachhaltig geformt. Nach dem Vietnamkrieg übersiedelte er nach Spanien, studierte Hydroelektrik und Sinologie und wurde bekannt durch Veröffentlichungen wie „Inglesa loco“, „Der Abfleischer“ und „Tod in Kalkutta“.

Lancesters Spezialgebiet sind Kurzgeschichten, für Romane fehlt ihm nach eigenen Angaben der lange Atem, weshalb es uns viel Schweiß, Blut und Pentothal gekostet hat, ihn zum Weiterschreiben an seinen Anderwelt-Chroniken zu bewegen.

Lancaster haßt die Musik von Björk.

Peter Lancaster  
**Die eiserne Hand**  
Roman

Basierend auf Charakteren aus „Die Legende von Grauenfels“  
von Reinhard Schultheis und Peter Josef Dobrovka

**Die Chroniken der Anderwelten sind**

1. Das blaue Portal
2. Unterm Doppelmond
3. Dämonentränen
4. Die eiserne Hand
5. Avalon
6. ...?

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.eldur-verlag.de](http://www.eldur-verlag.de)

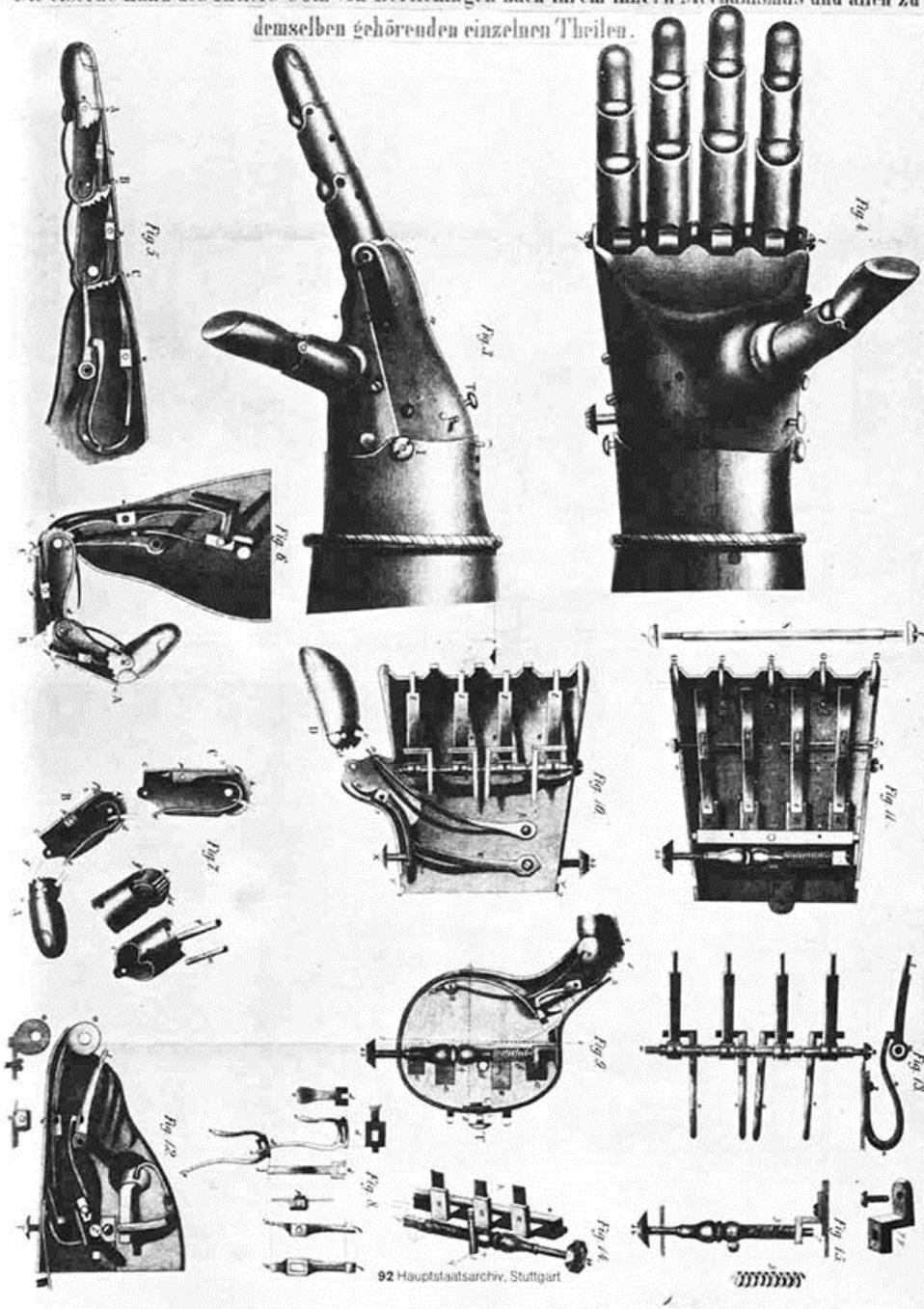


Hinweis:

Das Wort „Scheiß“ kann auch als Adjektiv gebraucht werden. Nachzulesen u.a. in der verschollenen Ausgabe des Necrodudicon.

Taschenbuchausgabe 2014  
1. Auflage  
Copyright © 1988: Peter Lancaster  
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe: Eldur Verlag  
Deutsches Lektorat: Franz Kafka  
Umschlaggestaltung: Frank Samsa  
Titelbild „Eva und Lesly“ von Vladimir Bondar  
Satz und Layout: Eldur Verlag  
Es gilt – mit Ausnahmen – die Rechtschreibung vom Stand 1988  
Druck und Bindung: [www.pressel.de](http://www.pressel.de)  
Printed in Western Germany  
ISBN 3-937419-08-X

Die eiserne Hand des Ritters Götz von Berlichingen nach ihrem innern Mechanismus und allen zu demselben gehörenden einzelnen Theilen.



92 Hauptstaatsarchiv, Stuttgart

## Prolog

Unschlüssig starrte Vâroweth in den Himmel, der die Farbe von Schmutzwasser angenommen hatte. Umso weißer wirkten die stumm herabrieselnden Schneeflocken; sie schienen geradezu zu strahlen.

*Als ob das Firmament verfault wäre und alle Sterne haltlos zu Boden fielen.*

Der viel zu frühe Wintereinbruch konnte den Plan eines alten Mannes, zum Orakel hinaufzuwandern, durchkreuzen. Weiterzugehen war gewiß unvernünftig. Mehr noch, es war tollkühn!

Genaugenommen war es verrückt.

In der Tat, eben dieses Wort hatte der unerträglich dicke Gastwirt in Estrevon gebraucht, als Vâroweth bei einer Tasse heißen Tees über sein Ziel gesprochen hatte.

Es hätte keinen Sinn gehabt, dem Mann etwas über die Pläne der Götter zu erzählen.

An eben diese Götter war das knappe Gebet gerichtet, das der alte Varo, wie ihn seine Schüler daheim nannten, in seinen wollenen Mundschutz murmelte, bevor er prüfte, ob sein Schwert noch fest genug auf dem Rücken saß, und losstapfte. Seine Fußspuren bildeten ein trotziges Muster im weißen Teppich.

Zunächst kam er gut voran. Varo hoffte, L'weth und dessen verfluchten haarigen Begleiter einzuholen, bevor sie den Tempel erreichten. Gelang dies nicht, mußte er den beiden in die andere Welt folgen. Die abartige Welt der Haarigen. Varos Gedärme rebellierten bei der Vorstellung.

*Ach, L'weth, warum mußtest du mit dem Scheusal mitgehen? Hatte ich dich nicht genug über sie gelehrt?*

Na gut, L'weth war kein Vorwurf zu machen; junge Männer waren rastlos und abenteuerlustig, und wenn ein geheimnisvoller Fremder in die Stadt kommt, Geschichten über sagenumwobene Orte zu erzählen weiß und einen Begleiter für die Weiterreise sucht ... Was der Sache allerdings ihre Harmlosigkeit nahm: L'weth war nicht irgendein junger Mann, er war Gelehrter, Priester und Zauberer. – Und der Haarige hatte das genau gewußt! Woher auch immer. Überhaupt hatte er viel zu viel gewußt für einen Haarigen. Varo würde ihn viel zu fragen haben, bevor er ihn tötete.

Er hatte die Haarigen schon immer verabscheut. Gierige, niederträgliche Rasse, die sich ausbreitete wie Schimmel. Aber was konnte man auch erwarten von einem Volk, das seinen Glauben auf einen einzigen Gott reduziert hatte? Und ausgerechnet auf den Gott der Dämonen, des Leidens und der Krankheiten.

Die beißende Kälte schien nachzulassen. Dafür wirkte der Weg steiler, als Varo ihn in Erinnerung hatte; allzu deutlich spürte er seine Kniege-

lenke. Viel zu alt war er für solche Prüfungen. Zwar war es für eine Rast zu früh, aber wenn er seine Kraft nicht besser einteilte, würde er den Haarigen nicht überwältigen können. Hilfe hatte er ohnehin keine zu erwarten, weder von den Priestern im Tempel noch von L'weth. Bis er ihm erklärt hätte, worum es ging, hätte ihn der Haarige längst einen Kopf kürzer gemacht.

Irgendwie wollte ihm der fette Gastwirt nicht aus dem Kopf gehen. Verrückt hatte er Varo genannt, und aus seiner beschränkten Sicht vielleicht zu Recht. Dennoch: Ein Ungebildeter hatte einen Gelehrten nicht verrückt zu nennen, das stand ihm nicht zu.

Varo fragte sich, warum alle Gastwirte, die er kannte, fett waren. Überhaupt schienen Dummheit und Leibesfülle Hand in Hand zu gehen. Ein interessantes Forschungsthema. Für den Fall, daß er seine Mission überlebte.

Als Varo die Stelle des Passes erreichte, ab der keine Bäume mehr wuchsen, trieb ihm der Wind Schnee in die Augen. Er zog die Kapuze so tief ins Gesicht, daß er nur noch den Boden sehen konnte. Wenigstens, so sagte er sich, würde es ihm erspart bleiben, gegen Dämonen zu kämpfen. Anai-Nin flogen bei diesem Wetter nicht und die Anai-Giss erwachten aus ihrem Sommerschlaf erst Wochen nach dem ersten Schnee.

Es wurde auch ohne Dämonen mühevoll genug: Immer mehr und immer größere Flocken trieben am Himmel, bald reichte der Schnee Varo bis zu den Knien. Nur kurz hob er den Kopf: Zur Linken ragte eine Felswand empor, zur Rechten war nichts als gähnende graue Leere.

Varo kannte diesen Wegabschnitt. An klaren Tagen konnte man von hier aus die Dächer von Estrevon und das Meer dahinter sehen. Der Aussichtspunkt lag genau auf halbem Weg vom Fuß des Berges zum Tempel, im Sommer wäre Varo binnen einer knappen Stunde am Ziel angelangt. Aber so ... Er verfluchte sich, seinen gut geheizten Bücherturm in Albion jemals verlassen zu haben.

„Ihr Götter!“, rief er. „Warum macht ihr es mir so schwer? Ihr wollt doch auch nicht, daß euer wahnsinniger Bruder in diese Welt zurückkehrt!“

Oder vielleicht doch?

Für einen Moment war Varo versucht, die ganze Angelegenheit den Göttern zu überlassen. Aber das wäre unklug gewesen. Wenn es eine Eigenschaft gab, welche alle Götter auszeichnete, dann die, daß man sich nie auf sie verlassen konnte. Sie mischten sich in den Lauf der Welten ein, wann es ihnen gefiel.

Der Schnee lag jetzt hüfthoch. Varo mußte sich jeden Schritt erkämpfen, während nasse Kälte ihren Weg durch seine Beinkleider fand. Er fühlte sich müde.

Wenn das Wetter wenigstens auch L'weth und den Haarigen aufgehalten hätte. Doch wahrscheinlich hatte L'weths Begleiter ihn einfach auf den Schultern durch den Schnee getragen wie eine Mutter ihr kleines Kind. Als wäre das Volk der Haarigen nicht ohnehin schon viel zu groß, so maß der Haarige, mit dem L'weth mitgegangen war, mindestens sechs Ellen. Ein Ungeheuer. Und er hatte gestunken, wie es nur ein Haariger konnte. Daran erkannte man sie letztlich immer, auch wenn sie sich manchmal das Gesicht rasierten. Daran, und an ihren verkrüppelten Ohren.

Als der Schnee brusthoch geworden war und der Frost sein Wams tränkte, wurde Varo klar, daß er sein Ziel nicht erreichen würde; nicht einmal, wenn er noch jung und gesund gewesen wäre.

Jedenfalls nicht jetzt.

Er drehte sich um und betrachtete die Schneise, die sein Körper so mühevoll durch den Schnee gepflügt hatte. Er mußte zurück bis zu den Bäumen; ihre Äste boten ein schützendes Dach, bis sich der Himmel aufklärte. Und dann konnte er einen zweiten Anlauf wagen. – Ja, genau so würde er es machen.

Nach kaum fünfzig Schritten stellte Varo fest, daß der Schnee seine Schneise zusetzte, noch dazu beunruhigend schnell, und er begann hemmungslos zu fluchen. Schon bald kämpfte er genauso um jeden Schritt wie beim Aufstieg.

Kälte sickerte in seine Knochen; die Beine schmerzten, als triebe jemand Nägel aus Eis hindurch. Varo zwang sich zum Weitergehen; hielt Ausschau nach den Bäumen. Sogar das Atmen wurde anstrengend. Irgendwann reichte ihm der Schnee erneut bis zur Brust und er fragte sich, ob überhaupt in die richtige Richtung ging.

Und er hörte etwas. Varo hatte das leise Rasseln zunächst für seinen eigenen Atem gehalten und danach für ein Hirngespinnst. Wer außer ihm war schon verrückt genug, in diesem Schneetreiben herumzuspatzieren? Die Priester aus dem Tempel sicher nicht.

Wenn aber ein Anai-Giss vorzeitig erwacht war ...

Die Vorstellung fingerlanger Reißzähne, die sein Gesicht umpflügten wie einen Acker, verlieh Varo neue Kraft. Jedoch nicht für lange; bald knickten seine Beine ein. Unter Aufbietung aller Willensstärke gelang es ihm noch einmal, aufzustehen und einige Schritte zu gehen, dann versank er im Schnee. Die Augenlider wurden schwer.

Das letzte, was er wahrnahm, waren Worte, ganz nah an seinem Ohr, geflüstert in einer unbekanntenen Sprache. Melodisch, einlullend ...

**E**r erwachte auf einem spiegelglatten Boden, inmitten eines Waldes von Säulen aus Eis, die sich – unendlich hoch – in einem sternensäten Nachthimmel verloren. Für einen Moment dachte Varo, das Jenseits zu schauen, doch dann erkannte er das Inne-

re des Tempels, zu dem er unterwegs gewesen war.

Das Licht der beiden Monde tauchte den Ort in graues Zwielflicht. Ein seltener Anblick, daß sowohl Elryn der Rote als auch Vellyn, sein kleiner blauer Bruder, als volle Scheiben nebeneinander standen; so dicht, daß sie einander zu berühren schienen.

Ein Schauer der Ehrfurcht durchfuhr Varo, wie jedesmal, wenn er hierherkam. Der Tempel war ein Wunder, erbaut von den Göttern persönlich, aus einem durchscheinenden Material, das wie Eis aussah; doch es war nie kalt hier, und selbst der stärkste Mann mit der schärfsten Klinge vermochte keine Kerbe in die Wand zu schlagen. Am Tage war es hier so hell wie im Freien, und des Nachts konnte man durch die glasklare Kuppel hindurch die Sterne zählen.

Aber wie war er eigentlich hergekommen? Hatte er sich mit letzter Kraft ans Ziel geschleppt? Daran konnte er sich nicht erinnern. Offenbar war die Stimme, die er gehört hatte, keine Einbildung gewesen. Irgendjemand hatte ihn gefunden, hergebracht ...

Und dann auf dem Boden liegengelassen?

Das ergab keinen rechten Sinn.

Überhaupt: Warum war hier niemand? Wo waren die Priester?

Er lag in einer Pfütze, seine Kleidung war vollkommen durchnäßt. Dennoch war ihm eher zu warm als zu kalt. Schwerfällig erhob er sich. Dabei schien aus Armen und Beinen flüssige Kälte in den Körper zu strömen. Ein ebenso ungewohntes wie scheußliches Gefühl; er mußte achtgeben, jede überflüssige Bewegung zu vermeiden.

Seiner Langsamkeit verdankte er es, daß er den Abgrund neben sich rechtzeitig bemerkte. Er befand sich am Rand des Schachtes, der zum Orakel hinabführte. Ein Brunnen für Riesen, an dessen Innenseite haarsträubend schmale Stufen in die schwarze Tiefe führten.

Etwas Wesentliches fehlte: Das Licht. Das blaue Licht, das seit dem Anbeginn der Zeit am Grunde des Schachtes strahlte und bis zum Ende aller Zeiten den Bund zwischen den Göttern und dieser Welt anzeigen sollte. – Es war erloschen.

Varo schritt die Kante der Grube entlang. So sehr er auch hinabstarrte, er konnte keinerlei Konturen erkennen.

Das Szenario gefiel ihm immer weniger. Keine Priester, kein Licht ... war er vielleicht doch gestorben? War dies nur ein Abbild der ihm bekannten Welt? Oder die Welt am Ende aller Zeiten? *Nach* dem Ende aller Zeiten?

Diese Gedanken beschäftigten ihn so sehr, daß er den am Boden hockenden Priester erst bemerkte, als er über ihn stolperte.

Leider war es nur eine Statue. Wenn auch eine extrem naturgetreue, an der jede Kleiderfalte und jedes Haar ausmodelliert waren. Die Figur saß im Schneidersitz, hielt die Augen geschlossen und schien zu beten oder zu meditieren. Wahrscheinlich ein Heiliger oder Held. Wo war

sein Sockel mit dem Namen und einer erklärenden Inschrift?

Varo erhaschte eine Bewegung zwischen den Säulen, am gegenüberliegenden Rand des Schachtes. Er kniff die Augen zusammen und erkannte eine unförmige weiße Gestalt, die auf dem Boden umherkroch wie eine gigantische Made.

Das war nicht die Art Begegnung, auf die er gehofft hatte!

Vorsichtig machte er einige Schritte rückwärts. Doch die Riesenmade hatte ihn längst bemerkt und kroch – den Schacht umrundend – auf ihn zu.

Auch Varo umrundete den Schacht, allerdings in gegenteiliger Absicht. Er hielt dabei Ausschau nach dem Ausgang, konnte ihn jedoch nirgends erkennen.

Das Wesen streckte sich, schien länger und dünner werden, erhob sich schließlich auf zwei Beine.

Ein Jemand also, kein Etwas. Varos Sinne hatten ihm offenbar einen Streich gespielt. Er drohte vor Erleichterung umzukippen und blieb stehen.

Seine Erleichterung blieb im Hals stecken, als er sah, daß er eine unbekleidete Frau vor sich hatte. Mit runden Brüsten und einem Mund zwischen den Beinen. Dinge, die Varo nur aus Büchern kannte.

Eine Anai-Niwith, bei allen Göttern!

Er tastete nach seinem Schwert. Er fand es nicht. Sein suchender Arm zitterte, ebenso seine Knie.

„Ich habe deine Waffe weggeworfen“, sagte die Frau. „Ich will nicht mit dir kämpfen, ich will mit dir reden.“

Was war das? Wieso konnte sie sprechen? Doch kein Dämon? Nein, er durfte sich nicht irreleiten lassen!

„Was verschlägt einen Anai-Nin an einen Ort wie diesen?“ wollte Varo wissen. „Hier gibt es keine Beute für dich.“ *Von mir abgesehen*, setzte er in Gedanken hinzu.

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort; Varo betrachtete fasziniert ihr langes, weißblondes Haar, das sich im Wind zu bewegen schien – nur daß es im Tempel gar keinen Wind gab.

„Ich finde unter der Erde genug Nahrung“, sagte sie schließlich. „Ich bin kein Anai-Nin. Ich bin ein Anai-Tep.“

„Du redest wirr. Weißt du überhaupt, was ein Anai-Tep ist?“

Anstelle einer Antwort zerfloß die Frau innerhalb eines Lidschlages zu einem weißlichen, durchscheinenden Brei.

Noch bevor Varo begriff, was er sah, schoß ein fingerdicker Tentakel aus der Masse, wickelte sich um seinen Hals und riß ihn zu sich heran. Er fiel auf die Knie.

Die Zeit stand still.

Dann war er wieder frei.

Der Tentakel zog sich zurück, und das, was aussah wie gesottenes

Fischfett, nahm langsam wieder weibliche Gestalt an.

„Aber ... das ist ... nein ...“ Varos Mund formte Worte, doch er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er zitterte. Er faßte sich an den Hals. Die Haut brannte, als hätte man sie aufgeschnitten und mit Salz eingerieben.

„Ich habe dich vor dem Kältetod gerettet“, sagte die Frau. „Du schuldest mir dein Leben.“

„Du warst das? Warum?“

„Ich bin einsam und langweile mich.“

*Ein Alptraum, dachte Varo. In Wahrheit bin ich gerade dabei, unter einer Schneedecke zu erfrieren.*

„Ich bin so alt wie die Sterne“, fuhr die Frau fort. „Die Welt hat mir nichts Neues mehr zu bieten. Die Ewigkeit ist schrecklicher als jeder Schmerz, den du dir vorstellen kannst. Von Zeit zu Zeit – wenn ich es gar nicht mehr aushalten kann – erwähle ich mir einen Begleiter, mit dem ich reden kann. Das hilft. Ein wenig.“

„Das heißt, du willst mit mir reden?“

„Fühle dich geehrt, Sterblicher. Solange du bei mir bist, werde ich dich beschützen und mit Nahrung versorgen.“

„Und wenn ich aber nicht bei dir bleiben will?“

„Dann wirst *du meine* Nahrung sein.“ Die Frau schloss die Augen und rieb sich die Schläfen. „Ahh, du langweilst mich jetzt schon.“

Mühsam ordnete Varo seine Gedanken. Es war besser, zu erfrieren oder sich in sein Schwert zu stürzen, als bei lebendigem Leib von einem Anai-Tep verdaut zu werden. Und daß diese Frau ein solcher war, daran bestand seit ihrer schaurigen Verwandlung kein Zweifel. Nur warf sie alles über den Haufen, was Varo über diese formlosen Wesen gelernt hatte, die in Felsspalten hausten. Noch nicht einmal in den verrücktesten Erzählungen der Bergarbeiter fanden sich Gestaltwandler. Aber dieses Monstrum hier konnte sogar einen Kehlkopf nachbilden, um zu sprechen. Ob es in diesem Moment auch eine Lunge besaß? Und ein Gehirn?

„Gut, ich werde eine Weile bleiben“, sagte Varo. Er mußte Zeit gewinnen, um nachzudenken.

„Du bleibst bis zu deinem Ende“, erwiderte die Frau. „Deine Lebensjahre sind für mich nur ein Wimpernschlag.“

Varos Gedanken überschlugen sich. Einen Anai-Tep konnte man mit einem Schwert ebensowenig aufhalten wie einen Wasserfall. Aber warum sonst hätte das Ungeheuer seine Waffe verschwinden lassen? Vielleicht war es in seiner menschlichen Gestalt verwundbar.

Er dachte an den Dolch, den er unter seinem Wams trug. Eigentlich nur zum Essen gedacht, aber wenn er sich an den Kopf des Wesens hielt ...

Er mußte es wenigstens versuchen.

„Was ist mit dem Orakel geschehen?“ fragte Varo. „Was hast du getan?“

Die Frau ballte die Fäuste. Varo hatte den Eindruck, als bewegten sich ihre Haare eine Spur heftiger.

„Ich habe das Licht nicht zerstört, wenn das deine Frage ist! Niemals hätte ich so etwas getan!“

Es war offenbar nicht einfach, dem Dämon eine längere, zusammenhängende Geschichte zu entlocken. Varo gingen viele Fragen zugleich durch den Kopf. Er mußte sich für eine entscheiden.

„Ist hier vor einigen Tagen jemand vorbeigekommen?“ Es überraschte ihn selbst, in seiner Lage immer noch die Verfolgung von L'weth und dem Haarigen im Sinn zu haben.

Die Frau hob eine Augenbraue. „Oooh, in der Tat, jaaa! Zwei kamen erst gestern. Und wenn ich so recht nachdenke, der eine sah aus wie du. Nur jünger. Sie gingen durch das blaue Licht. Bevor die anderen Schwachköpfe es zerstörten.“

Varos Herzschlag hatte sich beschleunigt. Die zwei konnten nur L'weth und der Haarige gewesen sein.

„Du weißt etwas über diese Leute“, sagte die Frau. „Und du wirst es mir jetzt erzählen.“

„Ich weiß nichts“, sagte Varo. „Ich bin nur ein zufällig vorbeikommender ...“

Die Frau bedeutete ihm mit einer Geste zu schweigen. „Du glaubst wirklich, du kannst mich belügen? Mich, die ich Hunderttausend Jahre unter deinesgleichen gelebt habe? Ich warne dich, du brauchst nicht auf einen schnellen Tod zu hoffen, ich kann dich auch *stückchenweise* verspeisen.“

„Nun ja, ich kam, um den Rat des Orakels einzuholen. Ich bin ein altgewordener Krieger, der ...“

Der Kopf der Frau teilte sich in zwei Hälften. Drei Tentakel schossen aus dem Spalt, wickelten sich um Varos Beine und zogen sie unter ihm weg. Ein vierter schloß sich wieder um seinen Hals.

„Langweiliger Lügner!“ Die Stimme des Monsters, das vom Hals an abwärts immer noch eine wunderschöne Frau war, klang wie zerplatzende Sumpfbblasen; dennoch konnte Varo jedes Wort verstehen. „Du darfst dir aussuchen, was ich dir zuerst abfresse. Wie wäre es mit deinen Fingern? Sie sehen frisch und knackig aus.“

„Erbarmen!“ schrie Varo. Der Anblick war so grauenvoll, daß er die Augen schloß. Und er fragte sich, wie er gegen ein Wesen kämpfen wollte, das er noch nicht einmal anblicken konnte. „Es geht um Yave, den wahnsinnigen Gott.“

Der Griff um seinen Hals lockerte sich etwas.

„Yave ...“, murmelte die Frau. „Diesen Namen habe ich schon ... seit Ewigkeiten nicht mehr gehört.“

Und dann sprudelten die Worte aus ihm heraus:

„Vor tausend Jahren ... nein, viele tausend Jahre ... der Rat der Götter hat den Wahnsinnigen in die Welt der Haarigen verbannt, und man hat uns, dem Alten Volk den Schlüssel zu seiner Rückkehr anvertraut. Natürlich will keiner von uns seine Rückkehr. Aber einer der Hüter des Wissens ... er ist von einem Haarigen beschwätzt worden, mit ihm in die andere Welt zu gehen. Ich muß ihnen hinterher! Der Wahnsinnige darf nicht befreit werden. Er bringt Elend, Tod und Verderben! Auch dir! Bitte laß mich gehen, ich flehe dich an!“

„Du redest Schwachsinn!“ rief das Monster. „Jeder konnte frei und ungehindert durch das blaue Licht gehen, all die Jahrtausende. Warum nicht auch Yave?“

„Was fragst du mich? Weil er verbannt wurde. Weil die anderen Götter es nicht wollen.“

„Und warum gaben sie euch Narren einen Schlüssel zur Befreiung, wenn sie es nicht wollen?“

„So sind die Götter nun einmal. Sie spielen gern, lassen immer eine Möglichkeit offen, stellen einen auf die Probe. – Bitte laß mich los, mein Hals ...“

Die Tentakel lösten sich. Vorsichtig öffnete Varo die Augen. Das Scheusal war wieder eine Frau. Ihre Haare wogten wie ein Kornfeld im Spätsommerwind, während sie sich räkelte wie eine Wollüstige.

„Du bist seit Jahren der erste, der mir etwas Neues erzählen konnte. Das fühlt sich gut an.“

Varo wagte nicht, zu widersprechen. Aber auch nicht, zuzustimmen.

„Ich habe lange in der anderen Welt gelebt“, sagte die Frau. „Deine Haarigen, wie du sie nennst, verehrten mich als Gott, als Göttin. Sie bauten mir Schreine, brachten mir Opfer. Ich ließ es mir gefallen, doch kam der Tag, da ich des Getues überdrüssig wurde und weiterzog. Ich hörte von Yave in Erzählungen. Er hatte ein Wüstenvolk in seine Gunst erhoben und ganze Königreiche ausgelöscht. Seine Macht wurde als unbegrenzt gepriesen. Ich habe nach ihm gesucht, um ihm Fragen über mich zu stellen. Vielleicht, so dachte ich, könnte er den Fluch der Ewigkeit von mir nehmen.“

Varo schluckte. „Und? Hast du ihn gefunden?“

„Ich habe ihn tatsächlich gefunden.“

„Und?“

Die Frau beugte sich soweit zu ihm herab, daß er die Farbe ihrer Augen erkennen konnte. Sie waren blau, wie seine eigenen. Wie, bei allen Göttern, konnte die farblose Masse eines Bergdämons solche Augen hervorbringen?

„Ich habe das erste Mal in meinem Leben gespürt, was ihr Sterblichen Angst nennt“, flüsterte das Ungeheuer. „Als er sich offenbarte, waren alle meine Fragen und Wünsche vergessen, ich wollte nur noch fort.“

Ich floh durch Berge und durch Meere, und versteckte mich schließlich tief unter der Erde, wo ich ein Jahrtausend ausharrte in der Hoffnung, daß er mich nicht fände.“

Varo hatte wirklich gedacht, seine Angst könne nicht mehr größer werden, aber bei diesen Worten war ihm ganz flau geworden. Ein Wesen, das selbst einem Anai-Tep Angst einjagen konnte, überstieg sein Vorstellungsvermögen, und das war wohl auch besser so.

„Bis ich mich wieder hervorwagte“, fuhr die Frau fort, „hatte er das Interesse an seinem Wüstenvolk verloren und war verschwunden. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich vertrieb mir die Zeit damit, Schrecken unter den Völkern zu verbreiten, bis auch das mich langweilte.“

Vâroweth blickte zur Seite. Elryn stand nun senkrecht über der kristallinen Kuppel des Tempels und sandte sein fahles Licht in den Schacht. Das Tor zum Orakel wies einen Riss im Rahmen auf, und dahiner war anstelle des blauen Lichtes lediglich stumpfer, grauer Felsen.

Eine braune Kutte lag auf dem Boden. Und ein Buch.

„Wem gehören die Kleider da unten?“ fragte Varo.

„Ein Frevler“, erklärte die Frau. „Er gehörte zu Yaves Anbetern. Gut, das sei seine Sache. Aber seine Kameraden haben in ihrer Verblendung das Tor zerstört!“

„Es ist also tatsächlich zerstört ...“, murmelte Varo.

„Ich sah sechs von ihnen mit Werkzeugen den Rahmen auf der anderen Seite zum Bersten bringen. Ich wollte sie hindern, doch das blaue Licht erlosch, bevor ich es erreichte, und der Durchgang wurde zu Stein.“

Varo konnte kaum fassen, was das Wesen ihm da gerade erzählte: Die Haarigen hatten den Zugang zu ihrer Welt zerstört!

„Wieder ein Tor weniger“, sagte die Frau. „Womöglich das letzte. Jedenfalls kenne ich keine weiteren. Weißt du, was das bedeutet? Für dieses Verbrechen ist keine Strafe hoch genug, und das sollte der Mann zu spüren bekommen. Doch ich war wohl zu stürmisch, der Tod entriß ihm mir schon nach einem halben Tag.“

Varo wollte sich lieber nicht vorstellen, womit die Dämonin den Haarigen zu Tode gequält hatte. Und noch weniger wollte er es selbst erleben. Er mußte hier weg. Der Dolch. Der Kopf. Ja.

„Erzähle mir noch eine Geschichte“, verlangte die Frau.

Varo wollte nicht reden; für seinen Plan war es besser, sie reden zu lassen. Er nahm einen tiefen Atemzug und sammelte Mut. „Sag mir, Dämon, hast du auch einen Namen?“

Die Frau wirkte ungehalten, daß ihr Wunsch nicht sofort erfüllt wurde, unterließ aber erfreulicherweise, ihre Gestalt zu wechseln.

„Ich habe keinen Namen und doch viele.“

„Wie soll ich dich also nennen?“

„Während ich als Gott verehrt wurde, gab man mir einen Namen.“

Die Frau beugte sich wieder zu ihm vor, wie Varo gehofft hatte. Er tastete nach seinem Dolch unter dem Wams und schloß die Faust um den rauhen Griff aus Rattenfuchsleder.

„Sie nannten mich ...“

Varo riß den Dolch heraus und führte einen Hieb gegen den Hals des Ungeheuers. Schnitt ihm das Wort ab, buchstäblich.

Er fühlte kaum Widerstand. Die Klinge, obgleich stumpf und schartig, drang wie durch heißen Käse und trennte den Kopf vom Rumpf. Unter der Haut waren weder Knochen noch Sehnen. Es floß kein Blut.

Der Kopf rollte knapp am Schacht vorbei und stoppte an einer Säule, während der Körper zu einem unansehnlichen Schleimklumpen zusammenfiel.

Eigentlich hatte Varo vorgehabt, nach der Tat fortzurennen und nicht zurückzublicken, doch nun stand er da und konnte nicht fassen, der Kreatur mit einem einzigen Hieb den Tod gebracht zu haben. Dafür, wie alt diese Anai-Tewith gewesen war – daß sie die Welten bereist hatte und sprechen konnte – war alles zu leicht gegangen.

Er stellte fest, daß er ihre Vernichtung bedauerte. Sie hatte das Wissen von Jahrtausenden besessen. Was hätte sie nicht alles zu erzählen gehabt.

Varo beschloß, den Kopf mitzunehmen, um ihn in seiner Turmstube zu untersuchen. Doch als er ihn an den Haaren packte, verlor er jede Festigkeit, es blieb nur farbloser Schleim an seinen Fingern kleben, der überdies auch noch brannte.

Also nahm Varo nur das Buch an sich, das im Schacht lag. Bücher waren immer gut, auch wenn dieses wohl von Haarigen geschrieben worden war und die bekanntlich nicht viel Aufschreibenswertes besaßen.

**E**rst, als er wieder die Baumgrenze erreicht hatte, wagte Varo, stehenzubleiben und sich umzudrehen. Kein Schneetreiben mehr, kaum Wolken, klare Sicht. Am Horizont stieg gerade die Sonne aus dem Ozean und ließ Estrevons Turmspitzen rötlich schimmern.

Mit einem Mal fühlte er sich leicht und unbeschwert. Er mußte sogar lachen, als er die Bilanz seines Abenteuers zog: Er hatte auf seine alten Tage gegen ein Ungeheuer gekämpft und es vernichtet, wie in den alten Sagen und Legenden. Er war lebendig und frei. Und der Wahnsinnige würde zumindest dieses Portal nicht mehr durchschreiten. Keine Wagenladung Traumkraut hätte dieses Glück noch steigern können.

Es war an der Zeit, sich auszuruhen; die Knie schmerzten vom Marsch durch den Schnee. Neben weißem Kopfhaar und der Trübung des

Blickes waren Gelenkbeschwerden eins der drei Zeichen des Alters. Im Schatten der Bäume lag kaum Schnee; alles hatte sich in den dichten Baumkronen verfangen. Varo kehrte Laub zu einem Haufen, setzte sich darauf und blätterte im Buch.

Die Buchstaben waren schwarz und eckig, jedoch angenehm ebenmäßig angeordnet. Bunte Blumenranken umrahmten den Text. Varo hatte die Sprache der Haarigen nie studiert, aber in Estrevon waren genug Gelehrte, die das Buch übersetzen konnten.

Plötzlich fühlte er, daß sich etwas unter seinem Wams bewegte. Hinzusehen und hinzugreifen war eins. Er faßte etwas langes Weißes, das sich weich anfühlte und auf der Haut brannte. Schmerzerfüllt ließ er das Ding wieder los, und im gleichen Moment war klar, was es war. Er hörte und fühlte, wie der Dolch aus der Scheide gezogen wurde, dann zog sich der weiße Arm damit zurück.

Varo blickte auf. Vor ihm stand die Frau. Das Monster. Die gelangweilte Göttin. In der Hand hielt sie seinen Dolch. Sie hatte wieder einen Kopf. Ob sie ihn sich wieder aufgesetzt hatte oder ihr ein neuer gewachsen war; wer konnte das schon sagen? Ihre Haare waren stärker in Bewegung denn je, wanden sich wie wilde Würmer – nein, wie Schlangen.

„Lächerlich“, sagte sie und schleuderte den Dolch weit von sich. „Ich bin vor zweitausend Jahren schon einmal enthauptet worden. Der Narr mit dem Spiegelschild wird heute noch in Liedern besungen, dabei ist er längst tot.“

Die vermeintliche Schwachstelle war also nie eine gewesen. „Werde ich nun auch sterben?“ fragte Varo.

„Nicht heute. Mir scheint, du weißt Dinge, die mir nützlich sein können, ein anderes Portal zu finden.“

Varo starrte sie an. Ein anderes Portal zu finden war das Gegenteil von dem, das er als seine Bestimmung erachtete. Und doch würde die Dämonin ihn genau dazu zwingen. Der Humor der Götter war so unglaublich grausam ...

„Die Sonne kommt“, sagte sie. „Los, aufstehen! Beeil dich!“

Varo starrte nur. Er hatte jeglichen Willen zu irgendwas verloren.

„Ich verfluche deine Bockigkeit!“ Die Frau verlängerte die Finger ihrer Hand zu einem Bündel Tentakel, die sich um Varos Bauch und Hüften wickelten. Dann sprossen ihr vier zusätzliche Beine aus dem Leib. So schleifte sie Varo den Pfad zurück zum Orakel. Er leistete keinen Widerstand. Nichts hatte mehr Sinn.

„Ich werde keinen Ungehorsam dulden“, begann das Ungeheuer erneut zu sprechen. „Für jede Aufsässigkeit werde ich dir etwas von deinem Körper nehmen. Du glaubst gar nicht, wieviele Teile du hast, die du nicht brauchst.“

Als Varo nichts sagte, schien sie wütend zu werden. „Hast du mich

verstanden? Antworte!“

Ein zaghaftes „Ja“ war alles, was Varo herausbrachte.

„Von heute an heißt das: *Ja, Herrin.*“

„Ja, Herrin.“

„Du lernst langsam, aber immerhin lernst du. Mögen wir viele anregende Stunden miteinander verbringen.“

Danach wurde für eine lange Zeit kein Wort mehr gesprochen.

Die Bibel blieb zwischen den Bäumen zurück.